

Elke M. Geenen

Weibliche Karrieren und ihre Interpretation in wissenschaftlichen Feldern

Der Selbst- und Fremdinterpretation weiblicher Hochschulkarrieren gehe ich im Kontext der Feld-, Kapital- und Habitus-Theorie des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (vgl. 1993, 1998) und vor dem Hintergrund eigens erhobener Materialien und Befunde aus qualitativen Untersuchungen (Geenen 1993, 1994, 2000) und theoretischer Erwägungen nach.

Subjektive und objektive Geschichte

Karriereverläufe von Wissenschaftlerinnen reflektieren zugleich objektive und subjektive Geschichte.

Objektive insofern, als sich in der Gesamtgesellschaft und in ihren verschiedenen ausdifferenzierten Teilbereichen oder Feldern zeitbezogen verflüssigende oder verfestigte Geschlechterrollenzuweisungen und Formen des Zusammenlebens und -arbeitens (z. B. in Beruf, Partnerschaft, Familie) sowie spezifische Sozialisationsmuster in Elternhaus, Schule und Universität herausbilden.

Subjektive Geschichte spiegelt sich in Karriereverläufen insofern, als Studentinnen und Wissenschaftlerinnen ihre je eigenen früheren Sozialisationsbedingungen und -erfahrungen mit Eltern und Schule und ihre je spezifischen Auseinandersetzungen mit diesen Bedingungen *habituell*¹ und als kulturelles und symbolisches Kapital (vgl. Bourdieu 1998 sowie Müller 1997, S. 268 ff.) auch in die hochschulischen Sozialisations- und Qualifizierungsphasen einbringen.

Einflüsse objektiver Gegebenheiten auf die Interpretation weiblicher Karrieren

In Bezug auf die objektiven Merkmale ergeben sich zum einen generationen- oder kohortenspezifische Effekte der Interpretation des eigenen Lebensverlaufs und der Auseinandersetzung mit Fragen des Verhältnisses von Berufs- und Familientätigkeit sowie generationenspezifische Muster im Handeln der Geschlechter, die dazu geeignet

¹Unter Habitus versteht Bourdieu erworbene Dispositionen in Form verfestigter und dauerhafter Haltungen und Einstellungen (vgl. Bourdieu 1998, S. 25). Unter der "Komplizenschaft von Habitus und Feld" ist zu verstehen, dass sich "Handlungsdispositionen der sozialen Akteure" und die Strukturen des Feldes wechselseitig bedingen (Schwingel 1993, S. 63).

sind, die Strukturen in wissenschaftlichen *Feldern* (Bourdieu) aufrechtzuerhalten oder sie zu verändern und gegebenenfalls aufzulösen.

Kohortenspezifische Ähnlichkeiten in der Argumentations-, Denk- und Handlungsstruktur bezeichnen Tendenzen, nicht jedoch eine Homogenität unter den Angehörigen der gleichen Altersgruppe. So wird etwa die Auffassung, bei WissenschaftlerInnen schlossen Karriere und eigene Elternschaft einander aus, die häufiger unter DozentInnen der älteren Generation angetroffen wurde, nicht von allen Befragten dieser Altersgruppe geteilt. Generationen übergreifend ist hingegen festzustellen, dass weibliche Hochschulkarrieren, die bis zur Habilitation reichen oder in eine Professur münden, in der Regel der männlichen Normalbiographie weitgehend gleichen, indem Unterbrechungen durch Phasen familienbezogener Aktivitäten (insbesondere Kinderbetreuung) höchst selten sind (vgl. Geenen 1994).

Ein ebenfalls "objektiv" vorgegebenes Muster wird von dem jeweiligen wissenschaftlichen Feld hervorgebracht, in dem die berufliche Sozialisation erfolgt. Hieraus können sich z. B. Generationen übergreifende Ähnlichkeiten im Habitus und der Auffassung über Karriereförderliches und Karrierehemmendes bei Frauen (und Männern!), die im selben wissenschaftlichen Feld tätig sind, ergeben.

Zentrum und Peripherie

Eine differenziertere Unterscheidung ist möglich, wenn im Feld Zentren und periphere Bereiche identifiziert werden (vgl. Geenen 1989, ähnlich Kraus 2000, S. 39). So ist die Position von StudentInnen, Hilfskräften, AbsolventInnen und meist auch PromovendInnen in der Peripherie zu verorten, weil ihre positionale Macht im Feld gering ist. Ihre Beteiligung am "Spiel" im Feld trägt zur Aufrechterhaltung und Reproduktion des Feldes selbst bei. "Spiel" ist hier metaphorisch zu verstehen, denn der "Einsatz ist die soziale Existenz der Individuen" (Kraus 2000, S. 40). NachwuchswissenschaftlerInnen haben kaum die Macht, die für das Feld spezifischen Interessen und Forschungsgegenstände zu definieren.

ProfessorInnen wären hingegen in einem Institut (also regional) zentrumsnah zu verorten, da sie über Sanktionsmacht verfügen, das Vorhandensein kulturellen Kapitals zu ratifizieren, und symbolisches Kapital an MitarbeiterInnen und Studierende verteilen können, während diese wiederum darauf angewiesen sind, mit symbolischen Kapital ausgestattet zu werden. Dieselben ProfessorInnen können jedoch auf nationaler oder internationaler Ebene eher in der Peripherie angesiedelt sein, insoweit sie in Zitationsindices auf hinteren Plätzen rangie-

ren, kaum den wissenschaftlichen Diskurs im Fach mitbestimmen, keinen Einfluss auf Preisverleihungen haben, nur über wenig Drittmittel verfügen und nur selten Projekte anderer begutachten – um nur einige Beispiele zu benennen, die Verfügung über symbolisches Kapital und damit über Macht im Feld des Faches anzeigen können.

Der „blinde Fleck“ bezogen auf die Frage der Gleichmäßigkeit der Förderung von Frauen und Männern wächst mit Annäherung an das Zentrum. Ihre exzentrische Positionierung bedeutet für Studierende, dass sie die verschiedenen Signale aus dem wissenschaftlichen Feld erst für sich ordnen müssen, um ihre Kompatibilität mit den eigenen Erwartungen an das Feld zu prüfen. Dieser exzentrischen Positionierung sind z. B. Beobachtungen einer ersten nach Geschlechtern segregierenden Nachwuchsförderung geschuldet. Zeigen sich wiederholt geschlechtsspezifische Muster der Nachwuchsrekrutierung, indem schwächere Kommilitonen durch Vergabe karriereförderlicher Examens- oder Doktorarbeiten positiv diskriminiert werden, und findet sich für die Bewertung solcher Beobachtungen unter sich für gleichermaßen mit wissenschaftlichem Kapital ausgestattet haltende Studentinnen kommunikativer Konsens, so bedeutet dies möglicherweise einen frühen Verzicht auf wissenschaftliche Ambitionen. Das wissenschaftliche Feld wird als defizitär identifiziert, das eigene Selbstbild kann "unbeschädigt" bleiben, das persönlich vorhandene kulturelle Kapital mithin für hinreichend erachtet werden.

Bei Frauen, die trotz frühzeitiger Beobachtung dieser geschlechterbezogenen Brechungen im Feld den Weg in die Wissenschaft gewählt haben, hat ihr Selbstbild als befähigt nicht oder kaum Schaden gelitten. Jedoch fühlten sie sich weniger in fachliche Kommunikationsprozesse eingebunden und auch in späteren Stadien ihrer Karriere in gewisser Weise weiter einer exzentrischen Stellung im Feld verhaftet. Die Selbstinterpretation ihrer Karriere lässt daher kaum die Zuschreibung von Erfolgen auf Zufälle oder Gelegenheiten zu. Vielmehr war der Aufstieg im Feld, vor allem in den Phasen, in denen es zu einem positionalen Wechsel von einer eher peripheren (Doktorandin) in eine zentrumsnähere Position (Assistentin, später Professorin) kam, von Kämpfen gegen Widerstände und dem Wissen um diese geprägt.

Feldkonflikte in unterschiedlichen Fächern

Ab der Promotionsphase gestalten sich die wissenschaftlichen Unterfelder (Fächer) höchst unterschiedlich in der Positionierung von NachwuchswissenschaftlerInnen. Während in den Naturwissenschaften z. B. in Forschungsteams eher "zentrumsnah" gearbeitet wird, sind DoktorandInnen in Geistes- und Sozialwissenschaften meist eher "EinzelkämpferInnen".

In der Teamarbeit ist es eher möglich, an "tacit knowledge" (Polanyi 1966), also an implizites Wissen, welches für die Orientierung im Feld von wesentlicher Bedeutung ist, zu gelangen. Zudem kommt es zu einer Erhöhung gegenseitiger sozialer Kontrolle und die Machtkämpfe setzen früh und "hautnah" ein. Der Kampf zwischen Positionsgleichen kann im lokalen Feld eingeübt werden und die weniger kapitalkräftigen DoktorandInnen und ProjektmitarbeiterInnen können gegenüber den im Zentrum des lokalen Feldes stehenden "Strategien der Häresie" und "Teilrevolutionen" (Bourdieu 1993, S. 109) erproben. Richteten sich in aus Frauen und Männern bestehenden Teams die Kämpfe gegen die beteiligten Frauen (was jedoch nicht der Fall sein muss), so fiel externen Beobachterinnen (vgl. Geenen 1994) auf, dass sich die Argumentationen männlicher Teamangehöriger von der sozialen zunehmend auf die epistemische Ebene verlagerten (indem z. B. die Erkenntnisfähigkeit und fachliche Kompetenz weiblicher Teamangehöriger angezweifelt wurde). Solche Etikettierungen kursieren in Fächern auf lokaler Ebene als Gerüchte und tragen zur Verunsicherung und Thematisierung eigener Fähigkeiten bei Nachwuchswissenschaftlerinnen bei. Umgekehrt kann es durch die besondere Nähe zwischen NachwuchswissenschaftlerInnen und ProfessorInnen im Team auch zu einer frühen Aufmerksamkeit auf besondere Begabungen, auch von Frauen, kommen – sie erfahren in diesem Fall keine oder früh eine positive Diskriminierung. Die typisierend herausgearbeiteten Differenzen zwischen wissenschaftlichen Feldern können also zugleich unterschiedliche Strukturierungen von Kämpfen zwischen den Geschlechtern und in der Folge Unterschiede in den Selbstthematisierungen und -interpretationen von Karriereverläufen bezeichnen.

Selbst- und Neuinterpretation

Der Lebensverlauf unterliegt nicht nur sich zeitlich aneinander anschließenden Momenten, sondern erfährt – auf der Basis neuer Erfahrungen, eingenommener Positionen oder auch der Übernahme von Haltungen anderer (*George Herbert Mead*) – eine laufende Um- und Neuinterpretation. Dies bedeutet, dass qualitative Untersuchungen von Lebensverläufen zu berücksichtigen haben, welche Positionen bzw. Stellungen im Feld die Interviewten im Lebensverlauf (bzw. in der biographischen Darstellung) eingenommen haben und welche Stellung in einem spezifischen wissenschaftlichen Feld (vgl. Bourdieu 1998, S. 21) sie zum Interviewzeitpunkt gerade einnehmen.

Frauen (und Männer), die sich in ein wissenschaftliches Feld begeben, werden damit auch Teil einer sich in stetem Wandel befindlichen Figuration (*Elias*). Mit fortschreitendem Karriereverlauf wandelt sich die soziale Position des oder der Einzelnen *innerhalb* dieser Figuration.

Mit Aufnahme des Studiums – so zumindest die Fiktion – sind noch alle hinsichtlich der möglichen erwerblichen und seitens der Institution verfügbaren (kulturellen, sozialen, ökonomischen und symbolischen) Kapitalien gleich, nämlich nicht oder nur unzureichend ausgestattet.

Die einen Eintritt in das jeweilige wissenschaftliche Feld motivierende Ausgangshypothese könnte sein, dass ein Zugewinn an dem spezifischen kulturellen und wissenschaftlichen Kapital, welches in dem jeweiligen Feld soziale Geltung beanspruchen kann, einer künftigen Anerkennung und Karriere förderlich ist. Durch die im Feld mit Macht ausgestatteten Positionsinhaber kann das Vorhandensein des im Feld geforderten Potentials und Kapitals bei "Neulingen" konstatiert oder zurückgewiesen werden, weil sie über das erforderliche symbolische Kapital (Anerkennung, Kredit, Sanktionsmacht) verfügen.

Die Konstatierung des Vorhandenseins oder Nichtvorhandenseins kulturellen Potentials in einem wissenschaftlichen Feld bedeutet, dass bewusst oder unbewusst eine (Erfolgs-)Prognose abgegeben wird. Sie bezieht sich auf die Frage, wie sich die betreffende Person in dem jeweiligen Feld bewähren kann oder wird. In ihr können dysfunktionale Merkmale (wie ein geschlechts- oder schichtspezifischer Bias) von möglicherweise entscheidender Relevanz sein.

Steffani Engler arbeitet heraus, dass es im wissenschaftlichen Wettstreit "nicht nur um wissenschaftliche Arbeit, sondern auch um die Vorstellung und Darstellung der wissenschaftlichen Persönlichkeit und die Produktion von großen und kleinen Wissenschaftlern geht", wobei es sich "nahezu ausschließlich um einen Wettstreit unter Männern handelt, in dem die eigene Größe in Relation zu anderen Persönlichkeiten ausgehandelt wird" (Engler 2000, S. 139).

Relevant ist die Frage des Zutrauens in das eigene kulturelle Potential und Kapital. Potential sei hier definiert als die - unterstellte oder vorhandene - Fähigkeit, spezifisches Kapital zu erwerben. Dieses Zutrauen kann in Abhängigkeit von den Sozialisationsbedingungen stark divergieren. So identifiziert Hasenjürgen bei Frauen aus hochschulfernem Herkunftsmilieu eher eine praxisbezogene Wissenschaftsorientierung, wohingegen Frauen "die von Kindesbeinen an mit ökonomischem bzw. kulturellem Kapital ausgestattet sind", eher die eigene "Originalität im Dienst wissenschaftlicher Erkenntnis" betonen (Hasenjürgen 1996, S. 272). Wird diesem Befund gefolgt, ergibt sich, dass Frauen, die ihre primäre Sozialisation in hochschulfernen Familien erfahren haben, in besonderem Maße zu Trägerinnen eines geschlechtsspezifischen Stereotyps werden. Indem "wissenschaftliche Persönlichkeiten" von Männern als "Schöpfer, Produzenten, als Erfin-

der und Entwickler von Wissenschaft“ entworfen werden und Frauen “etwas Eigenes nicht zugeschrieben wird“ (Engler 2000, S. 142), machten sich die Frauen aus unteren Schichten dieses Stereotyp in besonderem Maße selbst zu eigen, indem sie die Zuschreibung ihrer männlichen Konkurrenz und der männlichen Positionsinhaber in den Zentren des Feldes in ihr Selbstbild übernahmen. Ein feldbezogener Machtkampf unter Frauen und zwischen den Geschlechtern ist also am leichtesten zu Lasten jener Frauen zu gewinnen, die einem bildungsfernen Milieu entstammen.

Ein Zusammenhang zwischen Geschlecht und feldspezifischem Potential und Kapital?

Bei der Untersuchung von Karriereverläufen in wissenschaftlichen Feldern ist zu prüfen, ob in letzteren ein Zusammenhang zwischen Geschlechtszugehörigkeit und der Verfügung über feldspezifisches Potential oder Kapital hergestellt wird.

Dies ist möglich als Fremdzuschreibung gegenüber Studierenden als Neuankömmlingen oder gegenüber dem wissenschaftlichen Nachwuchs, als Selbstzuschreibung der sich im Feld Qualifizierenden oder als sich wechselseitig bedingender Prozess, indem die Fremdzuschreibung in die Selbstbeschreibung (sukzessive und partiell unbewusst) aufgenommen oder aber zurückgewiesen wird. Im letzteren Fall ergibt sich ein Konflikt zwischen Fremd- und Selbstbeschreibung.

Eine Aufnahme diskriminierender Fremdzuschreibungen in die Selbstbeschreibung von Frauen kann z. B. zunächst zur Infragestellung eigener Fähigkeiten führen. Damit muss keine Projektion dieser Zuschreibung auf andere Frauen verbunden sein. Die vollständige Zurückweisung einer Frauen negativ diskriminierenden Fremdzuschreibung würde bedeuten, wie der die Zuschreibung aus dem Feld heraus Vornehmende generalisierende Behauptungen über das spezifische wissenschaftliche Feld zu wagen und damit eine eigene Definitionsmacht gegenüber derjenigen der Positionsinhaber im Feld zu beanspruchen. Da Nachwuchswissenschaftlerinnen das Feld in der Regel jedoch nicht so bekannt ist wie dem typisierenden Positionsinhaber, können sie die geschlechtsbezogene Typisierung zunächst nur auf sich selbst und die nähere beobachtbare Umgebung (MitstudentInnen, KollegInnen, andere NachwuchswissenschaftlerInnen) beziehen.

Frauen, deren Herkunftsfamilie demselben Feld zugeordnet werden kann, in das sie sich als Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen begeben, sind über die Familie mit dem Feld vertraut und konnten sich in ihr bereits früh als Menschen bestätigt sehen, die über das feldspezifisch notwendige kulturelle Potential verfügen. Sie

haben daher nicht das Problem, ihr Selbstbild mit den im Feld gegebenenfalls praktizierten geschlechterbezogenen Typisierungen konfrontieren zu müssen. Wird die Typisierung als feldspezifisch aufgefasst, können sich Frauen leichter auf die spezifischen Strukturen des Feldes und die Kämpfe im Feld konzentrieren und diese auch eher in ihrer Bedeutung einschätzen und objektivieren. Denn sie können sie als von sich selbst unabhängige Gegebenheiten sehen, auf die bezogen sie strategisch handeln können. Ähnlich ist die Situation für Wissenschaftlerinnen aus nichtakademischen Familien zu sehen, die in ihrer Familie oder durch andere wesentliche Bezugspersonen früh als intelligente, begabte und kreative Persönlichkeiten bestätigt wurden. Für die Aufnahme des Kampfes um eine günstige Platzierung im wissenschaftlichen Feld ist weniger das seitens der Herkunftsfamilie zur Verfügung gestellte kulturelle Kapital von Relevanz als das über Beschäftigung abgesicherte Wissen um das eigene kulturelle Potential.

Zufall oder kulturelles Potential?

Aus der Unterstellung einer Minderausstattung von Frauen mit kulturellem Potential ergibt sich ein antizipierbares kommunikatives Problem dahingehend, dass “Investitionen“ in die Qualifizierung von Frauen nicht im gleichen Maße als lohnend erscheinen wie in die Qualifizierung von Männern. Ähnlich stellt sich die Situation dar, wenn von den das wissenschaftliche Feld Dominierenden ein geschlechtsspezifischer Unterschied im Willen, sich das kulturelle Kapital anzueignen, oder in der Motivation des Eintritts in das jeweilige Feld vermutet wird. Wird angenommen, dass Frauen ihre Motivierung weniger reflektiert haben als Männer, so erscheint es lohnender, Männer in ihrer Qualifizierung zu fördern, d. h. ihnen zu helfen, dass sich kulturelles Potential in kulturelles Kapital verwandelt, zum zweiten ihnen soziales Kapital in Form von Privilegierungen gegenüber den bis dahin Gleichen zukommen zu lassen (sich ihnen in der fachlichen Förderung stärker zuzuwenden, ihnen z. B. zu einer Hilfskraft-, Tutoren- oder Assistentenstelle zu verhelfen, ihnen die interessanteren und karriereförderlicheren Themen für Qualifizierungsarbeiten zu geben).

Schließlich sind noch jene Fälle zu berücksichtigen, in denen Geschlecht und kulturelles Kapital in einem wissenschaftlichen Feld als amalgamiert angesehen werden. Als Beispiel kann hier die sich auch in meiner Untersuchung reflektierende Vermutung dienen, die Tätigkeit des Chirurgen erfordere Kraft in einem Maße, über das Männer eher verfügten. Männlichkeit und Funktion werden damit verschmolzen.

Die Frage, ob Karriereförderliches oder -hemmendes dem Feld oder der eigenen Potentialität zugeschrieben werden muss, wird in den In-

terviews mit Studentinnen und Wissenschaftlerinnen (Geenen 1994) auffallend oft thematisiert. Sie ist relevant für die Darstellung des eigenen Lebensverlaufs, für Selbstinterpretation von Karrieresprüngen und -brüchen und dafür, welche Relevanz Fremdinterpretationen für die Erklärung des eigenen Lebensverlaufs beigemessen wird. Je ungesicherter solche Selbst- und Fremdinterpretationen sind, desto höher ist für die einzelne Wissenschaftlerin die Anforderung an ihre Fähigkeit, das Feld, in dem sie sich bewegt, zu beobachten.

Erscheint ein soziales Feld, z. B. ein Fach oder ein Hochschulinstitut, als undurchschaubar in Bezug auf die Einschätzung des eigenen kulturellen Potentials und Kapitals, weil entweder aus der vorhochschulischen Sozialisation eine Unsicherheit über ihre Art und ihren Umfang mittransportiert wird (z. B. bei BildungsaufsteigerInnen) oder weil die Unsicherheit im wissenschaftlichen Feld selbst hervorgerufen wird, wenn das Geschlecht wie ein Indikator für das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein kulturellen Kapitals behandelt wird, führt dies dazu, dass sich eine Nachwuchswissenschaftlerin nicht fraglos in dem Feld bewegen kann und nicht selbstverständlich Ansprüche oder Forderungen anmelden kann.

In der Konsequenz zeigen sich besonders dann Unsicherheiten, wenn Frauen bei gleicher formaler und fachlicher Qualifikation nicht selbstverständlich einen gleichrangigen Status im Fach genießen. Wenn in solchen Fällen das eigene kulturelle Kapital nur unzureichend oder unsicher eingeschätzt werden kann, erscheint die eigene Karriere eher als von Zufällen getragen als in Feldern, in denen das Geschlecht ohne Relevanz für die Nachwuchsförderung ist, weil in diesem Fall der eigene Karriereverlauf auf eigene Fähigkeiten und Qualifikationen zurückgeführt werden kann. Angelika Wetterer interpretiert die Betonung der Zufälligkeit ihres Aufstiegs durch die von ihr befragten Wissenschaftlerinnen anders (vgl. Wetterer 1985, S. 116; vgl. Geenen 1994, S. 20 ff.): Frauen wollten nicht mit als männlich angesehenen Durchsetzungsstrategien identifiziert werden und würden daher in der Selbstinterpretation ihres Karriereverlaufs Erfolge und Karrieresprünge eher als zufällig konstruieren oder darstellen. Wäre Wetterers These richtig, müsste die Betonung der Zufälligkeit des eigenen Karriereverlaufs auch in den Fällen von Bedeutung sein, in denen Frauen in ihrem wissenschaftlichen Feld genau so selbstverständlich gefördert und berufen werden wie gleich qualifizierte oder befähigte Männer. Hierfür findet sich jedoch keine Bestätigung in den von mir geführten Interviews. In Fächern, in denen die Variable Geschlecht in ihrer Bedeutung verschwindet oder Frauen bewusst gefördert werden, wird auch die eigene Karriere eher mit dem eigenen kulturellen Potential und Kapital in Verbindung gebracht.

Die Sicherheit, die im Prozess der vorhochschulischen Sozialisation über das Vorhandensein des eigenen generellen oder fachspezifisch relevanten kulturellen Potentials gewonnenen wurde, kann helfen, auch Schwierigkeiten oder Verunsicherungsstrategien in wissenschaftlichen Feldern aufzufangen.

Habitus - oder: "Fleißige" Frauen, "begabte" Männer?

Würde von struktureller Chancengleichheit für Männer und Frauen in wissenschaftlichen Feldern ausgegangen, so wäre die Frage der Geschlechtszugehörigkeit in Bezug auf die in diesem Feld erwerbbaaren Kapitalien ohne Relevanz. Nun ist das Feld selbst nicht einheitlich strukturiert. In seinen Randgebieten oder peripheren Zonen, in jenen also, die sich durch Machtferne auszeichnen, findet eine andere Art von Kämpfen um das Feld statt als in den machtnahen Zonen.

Im Randbereich gilt es, die Zahl potentieller Konkurrenten um die untersten Positionen, die in Richtung der Zentren des Feldes weisen, zu verringern (z. B. im Kampf gegen konkurrierende StudentInnen), aber auch im Kampf um die Gunst derjenigen, die den Zentren des Feldes näher sind. Die Mittel, die in der Peripherie zur Verfügung stehen, sind nicht die gleichen wie diejenigen, die in Annäherung an das oder die Zentren des Feldes von Bedeutung sind. Zunächst kann nur höhere Motivation und höhere Potentialität präsentiert werden. Um einzuschätzen, welche Potentialität im Feld gewünscht wird, sind feldnahe Sozialisation sowie ein vom Feld goutierter *Habitus* von Vorteil. Bourdieu spricht von einem "Platzierungssinn" derjenigen, "die in ein Feld hineingeboren werden". Sie beherrschten "wie durch eine Art eingeflöbte Wissenschaft ... seine ungeschriebenen Gesetze, die im objektiven Zustand seiner Tendenzen verfügt sind" (1998, S. 24). Erst im Laufe des Studiums verlagert sich der Kampf auf die Präsentation des bereits erworbenen Kapitals, welches im Feld gilt. Dann zählt auch schon das in soziales Kapital verwandelte kulturelle Kapital in Form aufgebauter Verbindungen zu Netzwerken verschiedener Art.

Für Frauen in einem männerdominierten Feld besteht das Problem, dass sie den im Feld anerkannten *Habitus* prinzipiell nicht erreichen können, wenn sich der erwartete *Habitus* als Amalgamierung von wissenschaftlicher Rolle und Geschlecht darstellt. Erst seine Befreiung von der geschlechtsspezifischen Facettierung machte seinen Erwerb für beide Geschlechter möglich. Ein *Habitus*, der den Anforderungen des Feldes entspricht und den ein Nachwuchswissenschaftler lediglich "agieren lassen" muss (Bourdieu 1993, S. 113 f.), um als herausragend bewertet zu werden, kann fast nur Männern zu eigen sein. Frauen müssen ihn über vielfältige Erfahrungen im Feld erst "erwerben". Das wirkt mühsam, fleißig, strebsam und umsichtig, so dass es

nicht weiter verwunderlich ist, dass ihnen diese Eigenschaften, weniger jedoch ihre Kreativität, Begabung und schöpferische Kraft zugute gehalten werden.

Bewährung in Feldkämpfen und eine dadurch erzielte Anerkennung führt zur Annäherung ihres Habitus an einen im Feld positiv sanktionierten. Denn das Feld hinterlässt seine Spuren im Leben des "Spielers" (vgl. Bourdieu 1993, S. 110). Andererseits kommt es auch zur Annäherung des Feldes an Wissenschaftlerinnen, indem sie als Teilnehmende (und damit auch als Personen) an den Kämpfen im Feld Anerkennung gefunden haben und sie und ihre Werke in das "Spielgeschehen" einbezogen (z.B. häufiger zitiert, diskutiert) werden. Denn "wissenschaftliche Positionen, methodische Standards und Forschungsergebnisse setzen sich nicht ‚von selbst‘ durch, sondern nur insoweit, als die jeweiligen Protagonisten sich im wissenschaftlichen Feld durchsetzen" (Krais 2000, S. 41). Diese Entwicklung kann zu einer Entlastung von der Notwendigkeit der Prüfung der Kompatibilität des eigenen Habitus mit demjenigen des Feldes führen.

Ähnlich mühsam dürfte der Prozess der Annäherung an das wissenschaftliche Feld für jene Männer sein, deren Habitus von dem feldtypischen beträchtlich abweicht.

Ein Entlastungseffekt hinsichtlich der Selbstkontrolle des eigenen Habitus scheint bei Frauen sukzessive mit feldspezifischer Einbindung einzusetzen und sich ab der Habilitationsphase zu verstärken. Dies wäre jedoch empirisch weiter zu prüfen.

Folgerungen

In den Zeiten, in denen Vorurteile gegenüber Frauen noch deutlicher artikuliert werden konnten (da ihre Thematisierung nicht oder kaum sanktioniert wurde), kursierte die Ausschlussformel zwischen Weiblichkeit und Wissenschaftlichkeit. Sie wird vor dem Hintergrund der Habitusfrage verständlich. Denn solange die feldspezifische Vorstellung eines typischen wissenschaftlichen Habitus an das männliche Geschlecht gebunden ist, bedeutet sie auch, dass Frauen mit niemals passendem Habitus Schranken überwinden müssen, um dennoch im Feld Karriere machen zu können. In mehreren Interviews (Geenen 1994) wurde von Dozentinnen hervorgehoben, dass sich für sie persönlich "Weiblichkeit" und "Wissenschaftlichkeit" nicht ausschließen. Konfrontiert mit einem auf Männer in der Wissenschaft zugeschnittenen Habitus standen sie vor dem Problem, beide Facetten in ihren persönlichen Habitus integrieren zu müssen, um in ihrer Identität nicht zu zerbrechen.

In Fächern und Disziplinen, in denen der feldspezifisch favorisierte Habitus noch männlich geprägt ist, müssen Frauen ihre besondere wissenschaftliche Motivierung, Durchhaltefähigkeit und ihren Intellekt in sehr viel höherem Maße deutlich machen können als Männer, um ihr habituelles "Defizit" zu kompensieren. Entweder müssen sie die "besseren" Wissenschaftlerinnen sein, um die Kämpfe im Feld erfolgreich bestehen zu können, d. h. in aussichtsreiche Positionen zu gelangen, oder sie müssen in besonderem Maße Anpassungsstrategien entwickeln, um nicht durch einen abweichenden Habitus aufzufallen. Ersteres erfordert einen besonderen kämpferischen Aufwand im Feld, letzteres bedeutet einen Verzicht auf die individuelle Ausprägung des Habitus und einen besonderen Aufwand an Energie, um die Abweichung vom feldspezifisch geforderten Habitus zu kompensieren (dies kann auch in besonderem diplomatischen Geschick, besonderer Zurückhaltung mit eigenen Auffassungen erfolgen).

Das wird schlagend deutlich, wenn von (insbesondere einigen älteren) Dozentinnen betont wurde, ihr Karriereverlauf sei in keiner Weise durch ihre Geschlechtszugehörigkeit beeinträchtigt worden, obwohl sie sich auch als Professorinnen noch in einer sichtbaren Abhängigkeit von C4-Kollegen befanden. Mit der Diskriminierungserfahrung würden sie zudem einräumen, dass sie den feldspezifischen Habitus nicht erreicht haben.

Wird der eigene Karriereverlauf als "zufällig" bezeichnet, wird anderen im Feld die Definitionsmacht über den Umfang des eigenen kulturellen und symbolischen Kapitals in den verschiedenen Phasen ihres Berufsverlaufes überlassen. Auch hierin zeigt sich eine Anpassung oder Unterwerfung unter jene, die im Feld über die Macht verfügen, symbolisches Kapital (Anerkennungen, Ehrungen, Positionen) zu verteilen. Jedoch ist zu berücksichtigen, dass der eigene "blinde Fleck" Wissenschaftlerinnen generell nicht sicher sein lassen kann, inwieweit ihre Kapitalien und ihr Habitus mit dem Feld kompatibel sind, solange sie nicht selbst entscheidend an der Gestaltung des Feldes mitwirken - was nur wenigen möglich ist (vgl. Bourdieu 1998, S. 20, zu Albert Einsteins Gestaltungskraft im Wissenschaftsfeld).

Der Kampf um die Platzierung im Feld stellt sich zugleich als Kampf um den Erhalt eines bestimmten Habitus und einer spezifischen Feldstruktur dar. Durch eine höhere Präsenz von Frauen in den Machtpositionen eines wissenschaftlichen Feldes könnte sich der feldspezifisch akzeptierte Habitus allein dadurch, dass er seiner geschlechtlichen Amalgamierung entkleidet würde, ändern.

Literatur

Pierre Bourdieu, Soziologische Fragen. Aus dem Französischen von Hella Beister und Bernd Schwibs, Frankfurt 1993.

Pierre Bourdieu, Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Aus dem französischen übertragen von Stephan Egger, Konstanz 1998.

Steffani Engler, Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes, in: Beate Kraus (Hg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt/M, New York 2000, S. 121-151.

Elke M. Geenen, Chancengleichheit von Frauen und Männern im schleswig-holsteinischen Landesdienst, hg. von der Frauenministerin des Landes Schleswig-Holstein, Kiel 1989.

Elke M. Geenen, Brüche und Kontinuitäten in den Biographien von Wissenschaftlerinnen, in: Ursula Pasero und Friederike Braun (Hg.), Frauenforschung in universitären Disziplinen. "Man räume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein ..." Opladen 1993.

Elke M. Geenen, Blockierte Karrieren. Frauen in der Hochschule, Opladen 1994.

Elke M. Geenen, Akademische Karrieren von Frauen an wissenschaftlichen Hochschulen, in: Beate Kraus (Hg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männliche Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt/M, New York: Campus 2000, S. 83-105.

Brigitte Hasenjürgen, Soziale Macht im Wissenschaftsspiel. SozialwissenschaftlerInnen und Frauenforscherinnen an der Hochschule, Münster: Westfälisches Dampfboot 1996.

Beate Kraus, Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen, in: Beate Kraus (Hg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männliche Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt/M, New York: Campus 2000, S. 31-54.

Hans-Peter Müller, Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt: Suhrkamp 1997.

Michael Polanyi, The Tacit Knowledge. Garden City, New York: Doubleday 1966.

Markus Schwingel, Analytik der Kämpfe. Macht und Herrschaft in der Soziologie Bourdieus, Hamburg: Argument 1993.

Angelika Wetterer, "Nein, selbst beworben hätte ich mich nie!" - Zum Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen, in: Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS (Hg.), Frauenforschung. Beiträge zum 22. Deutschen Soziologentag in Dortmund 1984, Frankfurt/M 1985, S. 116-126.